

„Making-of“ – zweiter Anlauf

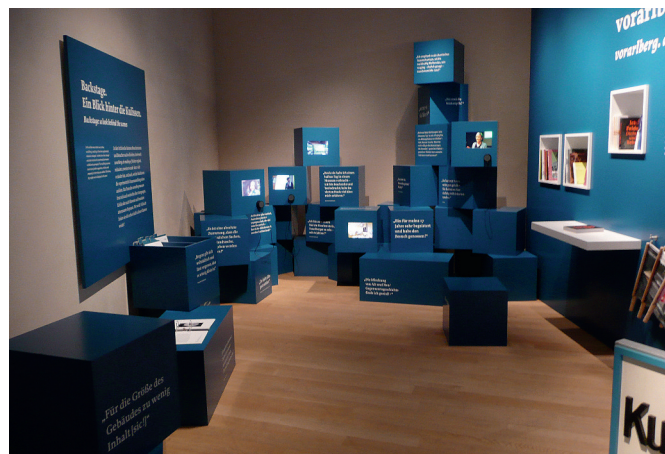
Kurt Greussing

Nach knapp zwei Jahren präsentiert sich die im Juni 2013 eröffnete Kernaussstellung des vorarlberg museums komplett neu gewandelt. Bisher war vor dem Besucher eine schwer überschaubare Fülle von Texten, Flachware und Gegenständen auf liegeähnlichen Gestellen ausgebreitet gewesen, was an ein Labor erinnern sollte, doch ebenso gut mit einem Feldlazarett assoziiert werden konnte. Das wollte auf den vorläufigen und experimentellen Charakter von erzählter und erforschter Geschichte verweisen und die Vorarlberger Landesgeschichte als einen Prozess immer wieder neuer und auch heute vor sich gehender Findung und Erfindung darstellen: eine Botschaft, deren Umsetzung in Form einer Ausstellung mehr Verwirrung stiftete als Einsicht.

Seit Anfang Oktober hingegen wirkt diese Ausstellung adrett und proper: Eine höchst konventionelle Gestaltung mittels Vitrinen und Stellwänden macht den Eindruck soliden Handwerks, und das Angebot an Objekten ist gefühlt um die Hälfte reduziert worden. Auch die Verantwortungen haben sich geändert: Während im ersten Anlauf Markus Barnay die Projektleitung gehabt hatte, mit dem Philosophen und Künstler Hubert Matt, dem Historiker Peter Melichar und dem Schweizer Ausstellungsgestalter Beat Gugger als Kuratoren, wurde das neue Projekt zur Chefsache gemacht: Der Direktor des Hauses selbst, Andreas Rudigier, zeichnet nun mit seiner Kollegin Theresia Anwander für die Projektleitung verantwortlich, Markus Barnay und Beat Gugger waren die Kuratoren, und die in der Schweiz tätige Barbara Maggio sorgte als Szenografin und Gestalterin für ein wenig spektakuläres, dafür jedoch angenehm aufgeräumt wirkendes Ambiente.

Inszenierte Kritik

Also sonst keine Überraschungen? Doch, die erste gleich beim Eingang. Dort wurde eine Sektion eingerichtet, in der die Besucherinnen und Besucher laut Wandtext erfahren können, wie sich die Ausstellung als angeblich experimentelles „work in progress“ bisher verändert und welche Urteile des Publikums



„Vorarlberg – ein Making-of, die zweite: Inszenierung der Publikumsreaktionen

sie ausgelöst hat. Damit allerdings beginnt die neue Ausstellung mit einer hübsch gestalteten Mogelpackung. Denn die Veränderungen und die Gründe hierfür werden keineswegs deutlich gemacht – weder sind die beseitigten Themenstationen und Kunstinterventionen noch die zahlreichen an die Leihgeber und in den Fundus zurückexpedierten Objekte dokumentiert. Und bei der Kurzdarstellung von Besucherreaktionen, die auf zwei Dutzend aufgeschichtete Quadern notiert sind, werden Denkübungen geboten wie: „Was habe ich Sinnvolles gelernt? Nichts“, „Sie haben es hier richtig toll dekoriert und so“, „Die Mischung von Alt und Neu/Gegenwartsgeschichte finde ich genial“, „Alles Müll!“, „Wunderbar erfrischende Version eines Landesmuseums“, „beschenkt und beeindruckt; habe im vierten Stock viel über mich erfahren“, „Wo sind die Käsknöpfe?“ oder „Ihr habt alles gut sortiert“.

Ein derartiges Entrée zur Ausstellung erweist den bisher Verantwortlichen einen Bärendienst: Es stellt deren Arbeit als etwas dar, was bislang lediglich eher kindische, jedenfalls keine ernstzunehmenden Reaktionen hervorrief. Und das ist, leider, nicht einmal falsch.

Denn seit der Eröffnung der Ausstellung, die das inhaltliche Kernstück des neuen 35-Millionen-Hauses ist, gab es, mit zwei Ausnahmen, keine kulturjournalistische Beurteilung in Vorarlberger Medien und keinerlei Fachkritik. Historische Vereine, MitarbeiterInnen diverser Archive, historisch Forschende und Publizierende inner- und außerhalb Vorarlbergs – alle schwiegen. Und das angesichts der Tatsache, dass mit dieser Vorarlberg-Ausstellung, ausweislich der Gesamtzahl der Besucher des neuen Museums, die größte und publikumswirksamste Geschichtsmaschine des Landes in Gang gesetzt worden war.

Alles im Ruhestand

Auffällig beim Ausbleiben einer Diskussion ist also nicht nur, dass sich bisher kein einziger Historiker, und auch keine Historikerin, in diesem Land zur Vorarlberg-Ausstellung des Museums öffentlich mit einer – sei's positiven, sei's negativen, sei's sonstwie urteilenden – Fachkritik zu Wort gemeldet hat. Noch mehr erstaunt, dass vor allem die Malin-Gesellschaft in eine Art Schweigegarre verfallen ist. Denn während Mitglieder der Gesellschaft in der Phase der Auseinandersetzung um die Ausstellungsplanung bis zum Abgang des damaligen Direktors Tobias Natter im Jahr 2011 und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Andreas Rudigier äußerst aktiv gewesen waren – unter anderem mit einem halben Dutzend kritischer Texte von Markus Barnay, Werner Bundschuh und dem Verfasser dieses Bei-

trags in der „KULTUR“ (nachzulesen auf www.malingesellschaft.at) –, herrschte nach der Eröffnung der Vorarlberg-Ausstellung völlige Ruhe. Publizierende Mitglieder der Malin-Gesellschaft (inklusive des hier schreibenden) äußerten sich nicht einmal zur musealen Präsentation ihrer unmittelbaren Interessengebiete. Selbst zur Frage, ob Austrofaschismus und Nationalsozialismus im neuen Museum angemessen dargestellt würden – vom Obmann der Gesellschaft 2008 immerhin zum „Lackmustest“ für das neue Museum erklärt –, war aus dem Testlabor bislang keine Stimme zu vernehmen. Dabei wären doch die Themen Austrofaschismus und Nationalsozialismus erklärtermaßen das zentrale Anliegen dieses Geschichtsvereins.

Auch die von Ekkehard Muther und anderen im März 2009 angestoßene Vorarlberger Museumsinitiative, sozusagen eine temporäre Schwester der Malin-Gesellschaft zwecks Durchführung öffentlicher Veranstaltungen zu Museumspolitik und -gestaltung, hat mit der Eröffnung des neuen Hauses am Kornmarkt sang- und klanglos ihren Geist aufgegeben.

Dass sich der pointierte Natter-Kritiker Markus Barnay nicht mehr zur neuen Ausstellung äußerte, war verständlich: Denn er war ja von Andreas Rudigier zu deren Projektleiter und wissenschaftlichem Begleiter bestellt worden.

Doch warum hat es fast allen anderen die Stimme verschlagen? Persönliche Nähe? Konfliktscheu? Ratlosigkeit? Desinteresse? Oder schlichte Lethargie?

Fest steht nur eines: Dieses Schweigen ist ein höchst betrüblicher Zustand angesichts der Rolle, die das Museum spielt, und ein höchst eigenartiger dazu angesichts der Energie, die zuvor in die Debatte um die Zukunft des Museums investiert worden war.

Vorarlberger Kulturjournalismus – ein Stillleben

Doch wenn schon die Wissenschaft schweigt – was gab es dann wenigstens in der nicht-fachlichen Öffentlichkeit an Reaktionen? – Gezählte zwei.

Bald nach der Eröffnung konstatierte Jutta Berger im „Standard“ (online 25.07.2013) kurz und trocken, die „Making-of“-Ausstellung sei ein „Sammelsurium“. „Finden Sie das gelungen?“, fragte sie den neuen Museumsdirektor Andreas Rudigier. Nein, gelungen fand der es nicht, doch immerhin ganz gut, aus der Not heraus:

„Von gelungen kann man noch nicht sprechen, weil es noch nicht fertig ist. Es ist am Gelingen. Sammelsurium ist letztlich ein guter Begriff. Die Ausstellung ist laborartig. Schon in der Entstehung begann eine Diskussion, die fast den Eröffnungstermin gekippt hätte. Das, was wir nachher machen wollten, den Wechsel der Objekte und Themen, hatten wir schon in den Tagen vor der Eröffnung. Ich habe dann gesagt: ‚Jetzt lasst das einmal stehen und lasst die Diskussion zu.‘ Es wäre fatal, alles perfekt machen zu wollen.“

Also war klar: Das „Making-of“ war selbst erst einmal noch „in the making“. Die Frage, wann diese offensichtliche Chaos-Übung denn nun doch fertig werden sollte, wurde weder gestellt noch beantwortet. Auch was die „Zulassung der Diskussion“ für die weitere Gestaltung des Projekts bedeuten sollte, wurde nicht erörtert. Immerhin: Jutta Berger hatte aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht und den Eindruck wiedergegeben, den eine interessierte und landesgeschichtlich nicht unbewanderte Besucherin von dieser Ausstellung haben konnte.

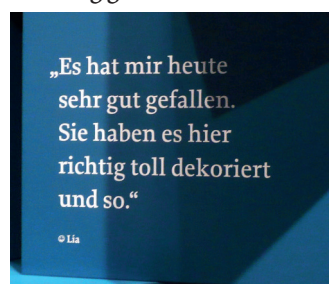
Als nächstes meldete sich Walter Fink zu Wort, im November 2013, nachdem er alle anderen Einzelausstellungen des Museums in seinen „VN“-Kommentaren behandelt hatte. Man komme in der Ausstellung ohne Führung nicht zurecht, es würden viele Fragen aufgeworfen, auf die es keine Antworten gebe. Fazit: Die Ausstellung müsse, „wenn man Verständlichkeit erreichen will, völlig neu gemacht werden“ („VN“, 23.11.2013).

Schließlich hätte man noch von den Kulturredakteurinnen der beiden Tageszeitungen aus dem Hause Russ Wesentliches erwartet – zumindest von der einen, die dem Ex-Direktor Natter wegen dessen Konzepts des „VLM neu“ unermüdlich Rosen gestreut und es als Entwurf eines „Jahrhundertprojekts“ gepriesen hatte („VN“, 30.11.2010). Doch nichts geschah. Lediglich als im Oktober 2013 der Streit zwischen Ex-Direktor Natter und Neu-Direktor Rudigier um die Urheberschaft der „Buchstäblich Vorarlberg“-Ausstellung durch einen gerichtlichen Vergleich beigelegt wurde, ließ Christa Dietrich in den „VN“ vom 16.10.2013 ebenso dunkel-dräuend wie stilistisch eigenwillig vernehmen: „Über die inhaltliche Gestaltung wird es noch zu sprechen geben.“

Leider hat sie ihre Ankündigung bis dato nicht wahrgemacht, sondern stattdessen ihre Leser aufgefordert, via „VN“ das Museum mit bewahrenswerten, aber derzeit nicht weiter benötigten Altertümern aus Haus & Garten zu versorgen („VN“, 21.06.2014). Vielleicht entsteht ja daraus, unter der Patronanz der „VN“, eines Tages ebenfalls eine Ausstellung. Direktor Rudigier jedenfalls zeigte sich laut „VN“ geneigt, „mit besonderen oder überraschenden Beispielen zeitnah eine öffentliche Präsentation zu gestalten“. Denkbare Titel: „Vorarlberger Nachrichten (von gestern)“.

Doch nicht nur Christa Dietrich hat uns enttäuscht. Auch die Kulturredaktion des ORF-Vorarlberg hat komplett ausgelassen. Wo man sich sonst gerne, häufig, konfliktbereit und ernsthaft mit historischen Themen beschäftigt – vom Umgang mit der Zwangsarbeit bei den Illwerken bis zur Aufarbeitung der Euthanasie im Bregenzerwald –, da war plötzlich gar nichts: keine Rezension der Vorarlberg-Ausstellung, keine Diskussion zwischen Fachleuten, keine Befragung von Besuchern.

Möglicherweise hatte dieses Schweigen auch damit zu tun, dass man den Kulturredakteurinnen der beiden Vorarlberger Tageszeitungen keine Munition liefern wollte, zu deren Herstellung diese selbst offenbar nicht in der Lage waren. Denn für die wäre es eine heiße Geschichte gewesen, wenn Direktor Rudigier, jedenfalls nach seiner verunglückten Inanspruchnahme des Urheberrechts der „Buchstäblich Vorarlberg“-Ausstellung, den Hut genommen hätte. Doch wenngleich solche Rück- und Vorsicht ein bedenkenswertes Motiv sein mag, eine Dauerlösung für seriösen Journalismus ist sie nicht. Und dies umso weniger, als nun der allgemeine Erfolg des Museums unter Direktor Rudigier die Sorge, fachliche Kritik würde medial für fachfremde Personalquerelen in Anspruch genommen, praktisch hinfällig gemacht hat.



Der zweite Anlauf des Museums zur Gestaltung der Vorarlberg-Ausstellung ist also ein guter Anlass für die Aufnahme einer bisher unterbliebenen Debatte. Sie wird in den kommenden beiden Nummern der KULTUR fortgesetzt. ■

Staat und Wirtschaft – menschenleer?

Kurt Greussing

Die Verantwortlichen für die Kernaussstellung des vorarlberg museums haben keinen geringen Anspruch: Sie versuchen die Vorarlberger Landesgeschichte „nicht als durchgehend inszenierte Präsentation mit einem unveränderbaren Narrativ darzustellen, sondern als eine Art Geschichtslabor mit variablen Inhalten, das Anstöße zu Debatten und Auseinandersetzungen über Geschichte und Gegenwart einer Region gibt“. Und sie wollen den Vorarlberginnen und Vorarlbergern helfen zu „verstehen, wer wir sind“. Mit „wir“ meinen die Ausstellungsmacher wahrscheinlich nicht sich, sondern die Besucher, denen auf diese Weise zu einem vertieften – oder gar neuen? – Selbst-Verständnis verholfen werden soll.

Die seit Oktober neu gestaltete und inhaltlich gestraffte Schau gliedert sich, wie früher auch, in vier große Bereiche unter den Titeln: „Wer bestimmt über mich?“, „Was mache ich hier?“, „Wer bin ich?“ und „Gehöre ich dazu?“ Wer befürchtet, in ein Propädeutikum zur Existenzphilosophie geraten zu sein, muss keine Sorge haben: Es geht – der Reihe nach – um die Geschichte der staatlichen Herrschaft in Vorarlberg, um die Entwicklung der Industrie seit dem 19. Jahrhundert, um die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern sowie schließlich um Fragen gesellschaftlicher und politischer Teilhabe, also um Macht und Ausgrenzung.

Offensichtlich ist die Ausstellung weiterhin als *work in progress* gedacht. Denn, so wird am Anfang auf einer Stelltafel erklärt, Forschungen brächten neue Erkenntnisse und aktuelle Ereignisse würden den Blick auf die Vergangenheit verändern. Deshalb verändere sich auch die Ausstellung und mache diese Veränderungen sogar sichtbar.

Was wie das Konzept eines dauerhaften Beschäftigungsprojekts wirkt, ist für interessierte Besucher eher eine Zumutung: Sie müssten, um sich von den Fortschritten der historischen Wissenschaft in Vorarlberg sowie den Auswirkungen aktueller Ereignisse auf das Geschichtsbild (der Kuratoren) zu überzeugen, alle naslang ins Museum kommen



„Fußbach“ muss natürlich als Symbol für die Herrschaft der Wiener Zentralisten herhalten

und sich auf die Suche nach allfälligen Veränderungen machen. Ein anderes Medium der Mitteilungen solchen Wandels – etwa eine Internetseite zur aktuellen Dokumentation der Ausstellungsinhalte, etwa der Raum- und Objektgruppentexte – gibt es nämlich nicht. Und von einer Sichtbarmachung solcher Änderungen war jedenfalls bisher nichts zu sehen. Die wurden von dem oder den Verantwortlichen ab und zu stillschweigend vorgenommen, sodass der Fortschritt dieses *work in progress* nur von wenigen Eingeweihten zu erkennen war.

Herrschaft ohne Untertanen?

Teil eins der Ausstellung fragt also eingangs: „Wer bestimmt über mich?“ – im englischen Text ungenau, aber zugespitzt übersetzt mit: „Who decides my fate?“ Es folgt eine Reihe von Vitrinen mit einer Darstellung der Kleinherrschaften auf dem Gebiet des heutigen Vorarlberg, der von drei Bistümern (Konstanz, Augsburg und Chur, später Brixen) ausgehenden kirchlichen Herrschaft, der schrittweisen Aneignungspolitik der Habsburger von 1363 (Feste Neuburg) bis 1830 (Lustenau), der bayerischen Herrschaft 1805–1814, die das Land unter eine einheitliche Verwaltung brachte, der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit den Bestrebungen eines Anschlusses an die Schweiz beziehungsweise an Deutschland, des „Dritten Reichs“, der Nachkriegszeit samt französischer Besetzung und der schließlich der EU beitretenden Zweiten Republik. „Wie sehr aber veränderte sich mit den Identitätspapieren auch das persönliche Empfinden der Besitzer hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit?“, fragen die Ausstellungsmacher bei einer Vitrine mit Reisedokumenten – und geben auf diese durchaus interessante Frage keine Antwort. Vielleicht, weil man es halt nicht weiß.

Es ist erstaunlich, dass in dieser Sektion der Ausstellung eine Geschichte der staatlichen Herrschaft auf dem Gebiet des heutigen Vorarlberg gezeichnet wird, ohne dass das Schicksal derer vorkommt, die man ja einleitend fragen lässt: „Wer bestimmt über mich?“ Was bedeutete die sich ändernde staatliche Herrschaft jeweils für die Untertanen? Für Bauernfamilien, für Handwerkerhaushalte, für Stadt- und Landarme? Welche Freiheiten verloren oder gewannen sie, welche materiellen und finanziellen Bürden wurden ihnen aufgelastet oder abgenommen? Zogen einen die neuen Herrscher bei Bedarf zum Militär ein oder konnte man sich (wenn man wohlhabend genug war) freikaufen? Waren die Bischöfe in Konstanz, Chur und Augsburg wirklich so fern,

wie die Ausstellung suggeriert, oder durch Visitationen von Klöstern und Pfarren doch auch immer wieder ganz nah? – Davon erfährt man in dieser Sektion gar nichts. Und auch nichts von der Herrschaft, die im Innern der Gesellschaft ausgeübt wurde und die sich jeweils in eigener Form mit der staatlichen Herrschaft verband (oder sich bei einer Beeinträchtigung ihrer Interessen gegen den Staat auflehnte): Landammänner, städtische Patrizier, große Grundbesitzer, Geldverleiher, Fabrikherren, in neuerer Zeit Medienkapitalisten und mächtige Politiker. Diese interne, also ur-vorarlbergische Herrschaft kommt bei der Frage „Wer bestimmt über mich?“ gar nicht vor – wie weiland bei Benedikt Bilgeri.



Auf diese Weise gerät die Industrialisierung optisch zum Ereignis im Schrebergarten

Fußach, es war nicht zu vermeiden, muss natürlich als Symbol für die Herrschaft der Wiener Zentralisten herhalten, unter der sinnigen Vitrinen-Aufschrift: „Wer bestimmt über mich? Die in Wien – oder gibt's auch Besseres?“ Ja, es gibt noch Besseres: „Vorarlberg wehrt sich“ – unter diesem Titel soll sich der Besucher einen Film zu Fußach 1964 zu Gemüte führen. Hier hätten die Ausstellungsmacher nun wirklich einmal die Gelegenheit gehabt, unterschiedliche Perspektiven zur Diskussion zu stellen: jene in Gerhard Wanners neuem Fußach-Buch (2015) etwa, das diese Affäre der Jahre 1964/65 als kurzen antiautoritären Aufruhr ganz vorwiegend junger Männer unter der Anleitung der Chefredaktion der „Vorarlberger Nachrichten“ darstellt, versus jene der heutigen „VN“, denen „Fußach“ die Geburtsstunde des föderalistischen Sehns in Österreich bedeutet (siehe KULTUR Nr. 10, Dez./Jan. 2014). Stattdessen haben es die Gestalter der Ausstellung vorgezogen, Vorarlberg zu einer – im Wortsinn völkischen – Seins- und Sinneinheit zu machen, die sich wieder einmal herzhafte „wehrt“. Ob solche Wehrhaftigkeit damals nicht nur dem Land, sondern auch dessen Menschen innewohnte, bleibt freilich zu bezweifeln.

Industrie im Biedermeier

Ähnlich menschenleer wie die Sektion „Wer bestimmt über mich“ wirkt die folgende unter dem Motto „Was mache ich hier?“ – sowieso eine Grundsatzfrage, derer sich ein aufmerksamer Besucher immer wieder vergewissern sollte. Es geht hier um die Entwicklung von Industrie und Handwerk und um den Wandel des früheren Agrarlandes Vorarlberg. Da in der Ausstellung kein Platz für Großobjekte ist – etwa industrielle Webstühle oder Landwirtschaftsmaschinen –, musste man sich mit kleinerem Gerät begnügen: Butterstampfer, Holzschüssel, Sichel, Flachshechel, Stickstock oder Rasenmäher. Eine Nähmaschinen-große Fädemaschine dient als Leitobjekt dieser Sektion, platziert vor zwei Biedermeierbildern von Vorarlberger Fabriksgebäuden.

Auf diese Weise gerät die Industrialisierung optisch zum Ereignis im Schrebergarten. Das gewalttätige Neue der großen Fabriks- und vor allem der Verkehrsbauten, auch die da-

mit verbundenen neuen Arbeitsbedingungen werden nicht anschaulich gemacht. Das gilt ebenso für jenen Teil dieser Sektion, der Vorarlbergs heimliche Exportweltmeister (Alpa, Mevo) vorstellt. Auch hier: Arbeitsleben – Fehlzanzeige.

Dieses Problem tritt deswegen auf, weil die Ausstellung auf die Nutzung sozial- und politdokumentarischer Fotografie als Mittel der inszenierenden Gestaltung konsequent verzichtet. Das ist unverständlich. Nur so hätte man, angesichts inzwischen relativ reicher Fotobestände, die tatsächliche Dimension der Industrialisierung und des industriellen Arbeitslebens, übrigens auch die Beschwerden der landwirtschaftlichen Arbeit bis in die jüngste Zeit, sichtbar machen können. Solche Bilder hätte man mit den Objekten gestalterisch integrieren können. Stattdessen

gibt es nur eine automatische Diaschau, die ein paar Dutzend historische Fotos von der Arbeit auf Großbaustellen und in Fabriken im Achtsekundentakt vorbeiziehen lässt – kein vertiefender Blick auf Gesichter und Hände, auf Werkzeuge und Maschinen, auf das Arrangement der Arbeitenden durch den Fotografen ist da möglich. Weg und vorbei.

Der wundersame Henkelmann

Von diesen beiden Sektionen kann man wenig mit nach Hause nehmen – die Raum- und Objekttexte mit den Sachinformationen gibt es nicht einmal als gedruckte Info-Blätter, im Internet sind sie auch nicht aufzufinden, und einen Katalog zur Ausstellung sucht man im Jahre drei nach deren Eröffnung vergebens. Doch eine Erinnerung bleibt: die an den Henkelmann.

Neue Berufe, neue Formen der Mobilität und neue Lebensentwürfe habe die Industrialisierung hervorgebracht, heißt es in einem Vitrinen-Text zum Strukturwandel durch die Industrie. „Der Saisonwanderer wurde zum Pendlere, der mittags in der Fabrik die im Henkelmann von zu Hause mitgebrachten Speisen aß“, dichten die Autoren vollmundig, wenn auch historisch unzusammenhängend. Der hier beschriebene Henkelmann steht glänzend und ohne Schramme vor dem Besucher. Eine Fabrik hat er von Innen noch nie gesehen. Es handelt sich um ein hierzulande als „Eassg'schirr“ oder „Kanta“ (Kanne) und im Bajuwarischen als „Reindl“ bezeichnetes milchkannenartiges Gefäß, dessen Deckel mit einem oder zwei Bügeln fixiert und das mit einem Henkel von dannen getragen werden kann. Frauen und Kinder haben damit ihren Familienangehörigen das Essen aufs Feld, auf die Baustelle oder in die Fabrik getragen. Mit einem vom Saisonwanderer zum Pendlere mutierten Arbeiter hat das ganz und gar nichts zu tun. Und in Vorarlberg hieß und heißt dieses nützliche Gerät – anders als nördlich des Weißwurstäquators – nie und nimmer „Henkelmann“. Da würde es dem hungrigsten Arbeiter oder Bauern den Appetit verschlagen. ■

Der Vorarlberger - ein Witz?



Eine fußballtorgroße Textwand mit Witzen und Sprüchen kann das Nachzeichnen der „Erfindung des Vorarlbergers“ nicht ersetzen

Kurt Greussing

„Alemannisch oder rätisch, katholisch-konservativ oder liberal, kaisertreu oder demokratisch, heimattreu oder kosmopolitisch: Mannigfaltig, widersprüchlich und äußerst wandelbar sind die Zuschreibungen, die den Bewohnern Vorarlbergs seit 150 Jahren von Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten zuteil werden. Zahlreich sind auch die Versuche, mithilfe von Denkmälern und öffentlichen Inszenierungen, durch Schul- und Heimatbücher sowie mit Beiträgen in Massenmedien Traditionen zu schaffen und Geschichtsbilder zu konstruieren.“

So stimmt der Raumtext zum dritten Teil der Kernaussstellung des Vorarlberg-Museums unter der Leitfrage „Wer bin ich?“ die Besucher ein. Das verspricht ein anspruchsvolles Programm - eine Revue der vielfältigen „Erfindung des Vorarlbergers“, wie sie Markus Barnay in seiner historisch hochinformativen wie bestens lesbaren, lange schon vergriffenen 500-Seiten-Studie von 1988 (Download unter www.malingesellschaft.at - Publikationen) vorgeführt hat.

Der Streit um „Vorarlberg“

Die Ausstellung möchte also zeigen, wie das Vorarlberger „Landesbewusstsein“ entstanden ist und wie es sich bis heute entwickelt hat. Das Land selbst hat selbstverständlich kein „Bewusstsein“. Es geht vielmehr um das Bewusstsein bzw. das Bild vom Land, das dessen Bewohner/innen haben. Das aber ist nicht etwas allen Menschen Gemeinsames, sondern es wird von unterschiedlichen Diskursgruppen entwickelt mit dem Ziel, es als Norm in der Gesellschaft durchzusetzen. Die fast immer dominante dieser Gruppen ist/war hierzulande in den vergangenen 150 Jahren die katholisch-konservativ bzw. christlichsoziale (die heutige ÖVP), mit ihren gut ausgebauten

Ressourcen in Form von Medien, Schulen, Kirchen, Casinos und Vereinen und ihrer starken öffentlichen Präsenz durch Aufmärsche, Prozessionen und kirchliche Verkündigung. Die anderen Gruppen sind/waren die Liberalen, die spätestens um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von den Völkischen und Deutschnationalen, den späteren Nationalsozialisten, abgelöst wurden, weiters die Sozialdemokraten, kurzfristig Anfang der 1930er Jahre und nach 1945 die kleine Kommunistische Partei, sodann ab den 1970ern die Links- und Grün-Alternativen - und nicht zu vergessen jene (wahrscheinlich nicht sehr kleine) Gruppe von Vorarlbergern, denen das alles, damals wie heute, schlicht gleichgültig war.

Es wird in der ganzen Ausstellung leider nirgendwo zusammenhängend deutlich, was die politischen Inhalte dieses „Landesbewusstseins“ je nach parteilicher Gruppierung waren, wie sie sich wandelten und welche Konflikte darüber ausgefochten wurden. Noch viel weniger aber wird deutlich, um welche kulturellen Differenzen der Streit ging - also um Fragen, die weniger die politischen Vorstellungen betrafen, sondern Sitte und Moral, „Anständig“ und „Unanständig“, „Zugehörig“ und „Fremd“, „Fromm“ und „Gottlos“ (für die heftigen Vorarlberger Antisemiten vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die Nazi-Zeit: „Jüdisch“). Kurzum: Es ging ums richtige Leben. Und um solche grundlegenden Lebensstil-Fragen wurde (und wird) in der Regel mindestens genau so erbittert gestritten wie um die Verteilung politischer Macht und materiellen Vermögens.

Lauter Märchenbücher?

„Geprägt von Mythen und Märchen“ steht groß auf jener Vitrine, in der das Thema Landesgeschichtsschreibung visuali-

siert wird. Doch über die konkreten Inhalte der verschiedenen Richtungen dieser Landesgeschichtsschreibung erfahren die Besucher gar nichts. Da liegen halt ein paar Bücher zur Vorarlberger Gesamtgeschichte aus: Joseph Bergmann, ein Exemplar der Zeitschrift „Alemannia“, fünf Bände Benedikt Bilgeri, die Heimatkunde von Artur Schwarz, Karl Heinz Burmeisters Geschichte Vorarlbergs, die „Erfindung des Vorarlbergers“ von Markus Barnay, die Festschrift Jelinek/Kleiner 1909, „Das Land Vorarlberg“ von Tiefenthaler/Welte, inzwischen wohl auch die „Geschichte Vorarlbergs“ in drei Bänden von Alois Niederstätter und Meinrad Pichler. Und nun? Welche Positionen vertreten denn diese einzelnen Autoren hinsichtlich der „Identität Vorarlbergs“ und der Frage „Wer bin ich?“ Wer ist Bilgeri? Wer Barnay? Was kann die Handelsschülerin aus Bludenz und der Lehrer aus Ravensburg mit diesem Bücher-Arrangement anfangen? – Nichts, außer sich über die Betriebsblindheit der Ausstellungsmacher wundern. Oder ist entsprechend der Vitrinenaufschrift sowieso alles, was hier ausgestellt ist, nur das Ergebnis einer Mythen- und Märchenproduktion?

Auch ein beigelegter kleiner Zitatenkatalog hilft nur mäßig weiter: Er enthält zwar ein Dutzend Kurztexte zu unterschiedlichen Vorarlberg-Charakteristiken und Beschreibungen des „Vorarlbergers“, aber in der Buch-Vitrine finden sich die dazugehörigen Bücher gar nicht mehr – sie sind der Aufräumaktion im Zuge der Neugestaltung der Ausstellung zum Opfer gefallen.

Tages- und Wochenzeitungen, Schulbücher und Jungbürgerbücher kommen überhaupt nicht vor. Sie alle hätten, entsprechend aufbereitet und inszeniert, einen illustrativen Einblick in die Konstruktionen einer Vorarlberg-Identität geben können.

Bedauerlicherweise ist also von den im Raumtext angekündigten „Zuschreibungen, die den Bewohnern Vorarlbergs seit 150 Jahren von Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten zuteil werden“, ebenso wenig zu sehen wie von den Versuchen, „durch Schul- und Heimatbücher sowie mit Beiträgen in Massenmedien Traditionen zu schaffen und Geschichtsbilder zu konstruieren“.

Rettung durch Archäologie?

Wenn schon die landesgeschichtliche Buchproduktion den Besuchern bei der Frage „Wer bin ich?“ nicht weiterhilft, dann gibt uns vielleicht die Vitrine „... und von wem stamme ich ab?“ eine Auskunft zum Gewese um das Wesen des Vorarlbergers. Zu sehen sind einige archäologische Funde aus Vorarlberg – spätbronzezeitliche, keltische, römische.

„Sollte damit ein idealisiertes antikes Gegenbild zur klerikalen, antiliberalen Welt von damals begründet werden?“, fragen die Ausstellungsmacher. – Nein, sollte es nicht. Brigitte Truschneggs eingehende Untersuchung von 2001 über „Vorarlberg und die Römer. Geschichtsbewusstsein und Landesgeschichte im Wechselspiel (1800–1945)“ erbrachte dafür keinerlei Beleg. Die Spekulation, die liberalen Archäologen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts könnten ihre Arbeit als Feier der heidnischen Antike und damit als Gegenentwurf zur katholischen Enge des 19. Jahrhunderts verstanden haben, hat sich erledigt. Im Gegenteil: Die Römer galten diesen Liberalen keineswegs als Lichtgestalten. Der Antrieb zu solchem Wissensgewinn war schlicht bildungsbürgerliche Neugier und die Lust an

Entdeckungen.

Nachrichten vom Vorarlberger Humorgeschehen

Ihrer schwierigen Aufgabe, die Bildung von ideologischen Vorarlberg-Bildern nachzuzeichnen, entledigen sich die Ausstellungsmacher schließlich durch eine fußballtorgroße Textwand. Doch statt, wie am Anfang versprochen, die Erfindung des Vorarlbergers während der letzten 150 Jahre nachzuzeichnen, widmen sie das weitaus imposanteste Objekt einer insgesamt wenig imposanten Ausstellung einem Sujet, mit dem bislang noch keiner der Beteiligten berühmt geworden ist: dem Erzählen von Witzen. Bei diesen Witzen und Sprüchen stünden vermeintlich typische Charaktereigenschaften von Bewohnern einzelner Talschaften und Regionen im Mittelpunkt, verheißt eine klitzekleine Information. Wer diese Witze gemacht hat und wer heute noch darüber lacht, wird nicht verraten.

„A böses Wib ischt dr bescht Zu oms Hus“ (Ein böses Eheweib ist der beste Zaun ums Haus) steht quasi als Titelschlagzeile auf dieser Wand – ein Spruch so typisch für den Charakter von Vorarlberger Talbewohnern, dass das Tal hier wie in weiteren Fällen gar nicht eigens genannt wird. Auch der geknuppelte Spruch „Märzschnee und Wieborweh sand am Moargo niana me“ (Märzschnee und Wieborweh sind am Morgen nirgends mehr – also verschwunden) kommt ohne Herkunftsnachweis aus, dürfte aber in seiner Bregenzerwälder Version vor Jahrzehnten von einem Dialektforscher aufgeschnappt worden sein.

In dieser Tonart geht es dahin. Spitzenleistungen des Vorarlberger Humorschaffens, wie jene vom Unterschied zwischen Mond und Montafoner (Der Mond nimmt zu und ab, der Montafoner ab und zu), beweisen die Unverwüstlichkeit des Wanderwitzes, der auf seiner Recycling-Reise zwischen Ostfriesland und dem Burgenland auch in Vorarlberg Station gemacht und dabei seinen meterlangen Bart in neue Form gebracht hat.

Ich finde, dass sich eine Spekulation über den möglichen Erfinder dieser Textwand durchaus lohnt, da angesichts eines solchen intellektuellen Höhepunkts der historischen Kernaussstellung des Landesmuseums sein Name der Nachwelt erhalten bleiben sollte. Oder sind alle vier Mitglieder des Ausstellungsteams – Theresia Anwander, Markus Barnay, Beat Gugger, Andreas Rudigier – für dieses wahrhaft einmalige Forschungsergebnis zur Mentalitätsgeschichte unseres Landes verantwortlich? Wohl kaum. Denn Theresia Anwander und Markus Barnay sind bisher nicht als Scherzkekse auffällig geworden. Beat Gugger wiederum ist Schweizer; er käme zwecks komparativer Witzforschung nur für das Genre „Berner Witz“ in Frage, das auf dieser Wand jedoch nicht zu finden ist.

Also bleibt nur einer, der sich mit dieser Leistung in die Annalen des traditionsreichen Hauses am Kornmarktplatz eingeschrieben hat: Direktor Andreas Rudigier. Als Montafoner ist ihm das Humorgeschehen in abgelegenen Tälern Vorarlbergs wohl nicht unbekannt. Nun hatte er die Chance, es einer größeren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Warum er sich zu diesem Behufe aber eines neu errichteten 35-Millionen-Hauses bedienen musste, statt den wesentlich kostengünstigeren Stammtisch im nahen Gasthaus Hirschen zu nutzen – diese Frage kann nur er selbst beantworten. Vielleicht demnächst in der KULTUR. ■